

Leseprobe aus:

Erica Fischer, Simone Ladwig-Winters

Die Wertheims



« WIR SIND VON GANZ ALTEM ADEL »

Der zweifache Witwer Joseph Lewin Wertheim war über sechzig Jahre alt und Vater von zehn erwachsenen Kindern, als er 1857 als Mitglied einer Spielgemeinschaft in der Lotterie ein Viertel von 40 000 Talern gewann.

Der alte Mann war schon immer ein Träumer gewesen, aber erst die überraschende materielle Unabhängigkeit von seiner großen Familie gab ihm den Schneid, ohne Wissen seiner Kinder nach Berlin zu reisen und das hübsche Mädchen zu freien, auf das er schon vor einiger Zeit ein Auge geworfen hatte.

Von ihr weiß man nur, dass sie früher bei Joseph Wertheims Nichte Bertha in deren Anklamer Haus in Stellung gewesen und danach in der Berliner Bellevuestraße bei der Witwe Meyer untergekommen war, ebenfalls eine Verwandte der Wertheims. Die Witwe zeigte Verständnis für den alten Herrn auf Freiersfüßen, nahm Joseph Wertheim auf, und innerhalb von drei Wochen war die Hochzeit vollzogen.

Schnell erreichte die Kunde, wie Joseph Wertheim seine Kinder ausgetrickst hatte, die alte Hansestadt Anklam, wo dieser sich vier Jahrzehnte zuvor niedergelassen hatte. Als das Paar von Stettin kommend dem Dampfschiff am Peenedamm entstieg, war die halbe Stadt auf den Beinen, um die frisch gebackene, fein herausgeputzte Ehefrau am Bollwerk zu begutachten.

Unter Geschnatter folgte die Menge dem Paar vom Hafen bis vor Joseph Wertheims Haus im Stadtzentrum, wo dieser eine *taktvolle hübsche Ansprache* hielt, *wodurch jede Neigung zur Ulkerei unterdrückt wurde*. So steht es in der Familienchronik.

Ob die junge Frau Jüdin war, wie es sich gehört hätte, ist nicht überliefert. Jüdische Familien stellten bevorzugt christliche Dienstmädchen ein, die als «Schabbesfrauen» am Sabbat all jene Arbeiten verrichteten, die Juden untersagt waren, wie Ofen anfeuern und Lichter anzünden. Auf jeden Fall bleibt sie in der Familienchronik namenlos.

Joseph Wertheims erwachsenen Kindern war die Angelegenheit peinlich. Sie überließen ihren Vater dem späten Eheglück und schwiegen sich noch lange nach dessen Tod gegenüber ihren eigenen Kindern über des Großvaters dritte Ehe aus. Ganz zu verheimlichen war sie ja nicht, denn immerhin zeugte er zwei weitere Nachkommen – Töchter, die gut erzogen wurden, wie die Chronik einräumt.

Lewin Cohn, sein Vater, war 105 Jahre alt geworden und nur elf Jahre vor seinem Sohn Joseph gestorben. Die meisten seiner Kinder erreichten ebenfalls ein hohes Alter, und so loben die Annalen die Wertheims als *kräftigen, an Seele und Körper gesunden Menschen-schlag*. Lewin Cohn ist der Erste in der Ahnenreihe der Wertheims, dessen Geburts- und Sterbedaten bekannt sind. Er und seine ältere Schwester hatten als Einzige aus dem großen Familienclan das verheerende Feuer von 1752 in Danzig überlebt. Von der Schwester ist, wie so oft bei Frauen, nichts überliefert. Ihr Bruder wurde von Verwandten erzogen, zog irgendwann in die Textil- und Hansestadt Salzwedel und war schon gut über vierzig, als ihm der Schadchen, der Heiratsvermittler der Jüdischen Gemeinde, Chanette zur Vermählung vorschlug.

Ob sie ihm gleich auf den ersten Blick gefiel, ist weder bekannt noch erheblich, denn Lewin Cohn war nicht in der materiellen Lage, wählerisch zu sein. Oft stellte sich die Liebe mit der Gewöhnung selbst bei jenen Paaren ein, die nur widerwillig unter die Chuppa, den Traubaldachin, getreten waren. Pünktlich neun Monate nach der Hochzeit wurde 1791 ihr erster Sohn Joel geboren, den man in der Familie Schmul nannte. Zwei Jahre danach kam Joseph. Weitere sechs Kinder folgten, fünf Söhne und eine Tochter namens Hann-

chen. Nur Joseph und Joel haben Spuren hinterlassen. Beiläufig erwähnt wird noch der dritte Sohn Marcus, alle anderen verlieren sich im Nebel der Vergangenheit, denn sämtliche Unterlagen der Stadt Salzwedel fielen im 19. Jahrhundert einem Brand zum Opfer.

Gemeinsam mit seiner Frau Chanette hatte Lewin Cohn im Laufe der Zeit zehn Mäuler zu stopfen. Ein Gewir, ein Reicher, war er nicht, und so handelte er wie die meisten armen Juden der damaligen Zeit mit Trödel und billigen Krämerprodukten, mit Ellen- und Schnittwaren. Sie wurden «unzünftig» von Handwerksgelesen hergestellt, die entweder zu arm waren, um sich bei der Zunft einen Meisterbrief zu kaufen, oder auf diese Weise überschüssige Ware absetzten. Beim Verkauf ihrer Produkte waren sie auf die Hilfe der wendigen jüdischen Hausierer angewiesen.¹

Lewin Cohn bot auf dem Land Waren an, die für die Menschen dort sonst schwer zu beschaffen waren: Stoffe, Knöpfe und Seidenbänder, die zu jeder bäuerlichen Tracht gehörten. Neue Waren kaufte er auf Kredit, gebrauchte Kleider erstand er bei Auktionen.

Mit seinem schweren Tragegestell, in dem er den koscheren Reiseproviant aus getrockneten Würsten, Brot und Früchten und einen ebenso koscheren Kochtopf mitrug, zog er zu Fuß an sechs Tagen der Woche von Ort zu Ort, bis zu zwanzig Kilometer legte er täglich zurück. Unterwegs verköstigte er sich auch in jüdischen Garküchen und stieg in jüdischen Herbergen ab, die in größeren Orten eine karge Bettstatt anboten.

Lewin Cohn plante seine Reisen stets so, dass er bei Messen und Jahrmärkten rechtzeitig zur Stelle war. Möglicherweise hatte er auch eine Konzession zum Schlachten, womit er sich bei seinen jüdischen Kunden etwas dazuverdiente, und vielleicht erhielt er auch noch ein Biergeld.

An seinem langen schwarzen Oberrock, dem hohen Hut, am Bart und an den Schläfenlocken war er sofort als Jude erkennbar. Also trachtete er, die Kontrollpunkte zu umgehen, an denen von Juden Leibzoll erhoben wurde, eine beliebte direkte Steuer, die keiner be-

hördlichen Bewilligung bedurfte. Kam er an Orte, in denen der Aufenthalt von Juden nachts verboten war, suchte er sich bei Bauern eine Unterkunft vor der Stadt und bereitete seine gebrannte Mehlsuppe im eigenen Kochtopf.

Der Klatsch und Tratsch, den er mitbrachte, war den weniger beweglichen Bauersleuten stets eine willkommene Abwechslung. Freilich konnte es auch passieren, dass ihm Reschoim, Judenfeinde, «Jud, mach Mores!» zuriefen. Dann hieß es rasch den Hut zum Gruß ziehen, damit sie ihn nicht mit Steinen bewarfen. Mit den Juden in den umliegenden Dörfern und Städten, die an den Feiertagen und gelegentlich zum Sabbatgottesdienst in Salzwedel zusammenkamen, hielt Lewin Cohn regen Kontakt und wusste die so ausgetauschten Neuigkeiten zu seinem Vorteil zu nutzen.

Am siebten Tag kehrte er heim, um nach dem Besuch der Schul* im Kreis der Familie das Schabbesmahl einzunehmen. Nach dem Segensspruch über der Challe, dem geflochtenen Weißbrot, gab es zu Beginn des Mahls stets ein Gericht aus Barben und Weißfischen, die Chanette zerteilt aus dem Messingkessel hob und mit Zwiebelringen und Zitronenscheiben verziert auf einer langen Schale anordnete. Das kräftigste mit der würzigen Fischsoße übergossene Kopfstück kam auf einen besonderen Teller und war für ihren Mann reserviert.

Chanette, stets in eine weiße Tüllhaube gepackt, trug die Verantwortung für alle Tätigkeiten im Haus, die weit mehr umfassten als Kochen und Backen. Sie machte die Speisen für die Geschäftsreisen ihres Mannes haltbar und verpackte sie in Kochkisten, sie kochte Seife, zog Kerzen, besohlte Schuhe, nähte und flickte Kleider, die man so lange trug, bis sie einem vom Leib fielen. Sie erzog die Kinder und achtete auf die Einhaltung der religiösen Tradition. Und dann half sie ihrem Mann abends noch bei der Buchführung.

* Traditioneller Ausdruck für Synagoge, da diese auch immer Stätte des Lernens ist.



Ludwig Manzel, der im Warenhaus Wertheim die Plastik «Die Arbeit» geschaffen hat, zeigt hier einen jüdischen Hausierer, der Käämme, Bänder und Hosenträger anbietet; o. J.

Vorausgesetzt, sie konnte lesen – und im Allgemeinen hatten Juden eine bessere Bildung als ihre nichtjüdischen Nachbarn –, las Chanette ihren Kindern jüdisch-deutsche Literatur vor: Lieder, Erzählungen, Legenden und die jüdische Version deutscher Balladen, viele von Frauen verfasst. Zu ihrer eigenen Erbauung las sie vielleicht das populäre «Zenne Urenne», ein Frauenbuch zur frommen Lebensführung. Man schrieb in hebräischen Lettern und sprach ein Gemisch aus Jüdisch-Deutsch, Hebräisch und Deutsch.²

Die Religion mit ihren über den Jahreszyklus verteilten Festen gliederte das Leben der Familie. Der Glaube ließ arme und wohlhabende Juden zusammenrücken und die immer wieder aufflammenden

den Feindseligkeiten ihrer Umwelt gottergeben ertragen. Jede Tätigkeit, vom Wassertrinken bis zur ehelichen Gemeinschaft, war mit einem Dank an Gott verbunden. Dreimal täglich, nach dem Aufstehen und Waschen, am späten Nachmittag und nach Sonnenuntergang, aber auch vor Antritt einer Reise und beim Erscheinen des Neumonds wurden Gebete gesprochen.³

Neben dieser Frömmigkeit gab es trotz großer Armut auch Vergnügungen und Spaß. Jüdische Schausteller, Bänkelsänger und Marionettenspieler, Männer und Frauen, zogen durch Salzwedel, und ihr Spott verschonte niemanden; im Lachen waren Christen und Juden vereint. Und wenn es zu bunt herging, gab es zur Abkühlung ein gottesfürchtiges Lied.

Wie immer leidlich sich der Handelsmann Lewin Cohn durchschlagen mochte, rechtlich gesehen war er in Preußen bloß ein geduldeter Untertan. Das 1750 von König Friedrich II. eingeführte «General-Privilegium und Reglement» des Königsreichs Preußen unterteilte die Juden in sechs Klassen. Die Reichsten erhielten ein persönliches Privileg, das sie beinahe zu vollwertigen Bürgern machte – wie etwa Daniel Itzig, der Oberhofbankier Friedrichs des Großen, der dessen Feldzüge finanzierte. Nur diesen Juden der ersten Klasse war es erlaubt, sich zu rasieren und nach der Mode zu kleiden. Im Gegenzug mussten die oberen Klassen für die Judensteuern und sonstigen von Gemeindemitgliedern zu entrichtenden Abgaben aufkommen.

Die Angehörigen der sechsten Klasse – Dienstboten und kaufmännische Angestellte von Schutzjuden – durften nicht einmal heiraten. Die große Zahl der heimatlosen Betteljuden war rechtlos, wurde verfolgt und immer wieder aus dem Land getrieben. Um die Linderung ihrer Not kümmerten sich die jüdischen Gemeinden, so gut sie konnten – heißt es doch in der jüdischen Tradition, Wohltätigkeit rette vor dem Tod.

Von alters her aus dem in Zünften organisierten Handwerk und aus der Landwirtschaft ausgeschlossen, ernährten sich die meisten

Juden in Norddeutschland wie Lewin Cohn vom Kleinhandel. Sie konnten aber auch unzünftige Berufe wie Uhrmacher, Juwelier, Brillenmacher und Buchbinder ausüben. Manche verdienten ihren Lebensunterhalt als Geldverleiher und Pfandleiher, Tätigkeiten, die von Christen nicht ausgeübt werden durften. In Krisenzeiten wurden sie als «Wucherjuden» beschimpft und bekamen den geballten Zorn der christlichen Bevölkerung zu spüren.

Das Leben der Juden unter preußischem Gesetz war von der Geburt bis zum Tod in einem dichten Netz von Geboten und Verboten gefangen. Sie waren in Judenschaften organisiert und der niederen Gerichtsbarkeit durch ihre Gemeindevorsteher und Rabbiner unterstellt. Diese mussten ihre Mitglieder überwachen: Bei Verstößen gegen die Halacha, das jüdische Gesetz, konnten sie Einzelnen jeden weiteren Kontakt zu anderen Juden untersagen.⁴

Von staatsbürgerlicher Gleichheit vor dem Gesetz waren die Juden weit entfernt. Bei Diebstahl und Hehlerei eines Juden haftete die gesamte Gemeinde, und jeder Jude musste bei der Einholung einer behördlichen Genehmigung – sei es Ortswechsel, Heirat oder die Anmeldung eines Gewerbes – von der Königlichen Porzellanmanufaktur minderwertiges «Judenporzellan» im Wert von etwa 300 Talern übernehmen. Was er damit anfang, war seine Sache.

Es bedurfte erst der Besetzung durch die Truppen Napoleons, um den Gedanken der Französischen Revolution Geltung zu verschaffen. Zum ersten Mal in der europäischen Geschichte sollten die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch für Juden gelten. Obwohl die französischen Truppen plündernd ins Land einfielen und jeder Bürger, ob arm oder reich, etwas zu ihrem Lebensunterhalt abzuliefern hatte, so galt doch Napoleon als Ohew Israel, ein Judenfreund. In ihrem Verhältnis zu Napoleon waren Juden und Christen also gewiss nicht einer Meinung, trotzdem beteiligten sich später viele deutsche Juden an den Befreiungskriegen.

Napoleon trennte die Altmark von der Mark Brandenburg und fügte das Land zwischen Salzwedel und Tangermünde zum König-

reich Westfalen, das von seinem Bruder Jérôme Bonaparte regiert wurde. Ob sich in Salzwedel die Lage der Juden spürbar besserte, muss dahingestellt bleiben.

1812 erreichten die unter napoleonischer Besatzung anderswo erzwungenen Reformen auch das, was von Preußen übrig geblieben war, und Staatskanzler Fürst Hardenberg setzte das königliche Edikt «betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preussischen Staate» durch. Die seit der Französischen Revolution von jüdischen und christlichen Aufklärern herbeigesehnte Emanzipation der Juden war nun endlich festgeschrieben – ein Einschnitt, der die traditionelle Pariaexistenz der Juden beendete.

Nun wurden sie zu «Preussischen Einländern und Staatsbürgern», erhielten volle Freizügigkeit, und die Gewerbefreiheit galt nun auch für sie. Selbst akademische und kommunale Ämter standen ihnen offen, wengleich ein Posten im Staatsdienst, geschweige denn die Offizierslaufbahn, nur mit dem Übertritt zum Christentum zu haben war.

Wie schon zuvor im Königreich Westfalen mussten sich Juden nach französischem Vorbild von ihrer traditionellen Namensgebung nach dem Vornamen des Vaters verabschieden und einen festen Familiennamen annehmen, nur so gelangten sie in den Genuss «voller» Bürgerrechte, die gleichwohl für Juden zahlreiche Ausnahmebedingungen enthielten. Bei orthodoxen Juden löste diese Maßnahme Protest aus, denn sie diente nicht nur der besseren Erfassung durch die Steuerbehörden, sondern sollte auch die Juden zum Verzicht auf ihre uralten traditionellen Werte und Gebräuche zwingen.⁵

Die als Triumph des zähen Kampfes der deutschen Juden begeistert gefeierte Gleichberechtigung hatte einen ökonomischen Hintergrund, der der Forderung nach staatsbürgerlichen Rechten Nachdruck verlieh. Die katastrophale Niederlage gegen Napoleon hatte dem überkommenen preussischen Staat schwer zugesetzt. Eine Welle von Reformen von oben machte nun den Weg frei für den Aufbau einer modernen Wirtschaft – für Preußen eine Überlebens-

frage, zumal die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre gegen Waren aus Großbritannien eine weitere Schwächung bedeutete.

Die Welt war im Umbruch. Mit Staunen beobachteten die Menschen, was die Maschinen in den Fabriken vollbrachten und wie der Dampf den Verkehr revolutionierte. Die mit der Dampfkraft ermöglichte Massenproduktion bedrohte das Zunftwesen. Eisenbahn, Großhandel und spezialisierte Absatzorganisation machten den jüdischen Hausierer, der die Waren von Haus zu Haus getragen hatte, zwar zunehmend überflüssig, doch verstanden es die jüdischen Gewerbetreibenden, ihre in Zeiten der Unterdrückung eingeübte Anpassungsfähigkeit und Wendigkeit zu ihrem Vorteil zu nutzen.

*

Lewin Cohns Erstgeborener Joel und sein Bruder Joseph lebten zu dieser Zeit nicht mehr im Salzwedeler Elternhaus. Um die Familie finanziell zu entlasten und in der Fremde eigene Erfahrungen zu sammeln, schlugen sie sich als Bänderjuden mit einem Bauchladen in Wertheim am Main durch. Die süddeutsche Stadt lag an einer stark frequentierten Handelsstraße und bot Juden in der Umgebung ein dichtes Netz von Ortschaften mit jüdischen Gemeinden. Wertheim am Main gehörte zum Großherzogtum Baden, das unter französischer Herrschaft noch vor Preußen ein Gesetz über die Gleichberechtigung der Juden verabschiedet hatte.

Joel und Joseph konnten sich zwar jetzt frei bewegen, doch kämpften sie mit der Schwierigkeit, an Manufakturwaren heranzukommen. Englische Ware wurde den Händlern abgenommen und teilweise verbrannt, deutsche Ware konnte die Grenze nicht passieren. Gelegenheitsgeschäfte ließen sich immer dann machen, wenn Truppen verschiedenster Herkunft durchs Land zogen – Franzosen, Österreicher, Holländer, Engländer, die ihre Beute rasch abstoßen wollten.

Die beiden Brüder waren die Ersten in der Familie, die den Na-

men Wertheim trugen. Sie sollen, so erzählte man sich nach ihrem Tod, bei der Wahl ihres Familiennamens vom Bürgermeister von Wertheim am Main beraten worden sein. Das damit angedeutete Vertrauensverhältnis mit dem obersten Bürger der Stadt erscheint allerdings angesichts des niedrigen Standes der erst kürzlich zugezogenen jungen Straßenhändler unwahrscheinlich. Außerdem war der Bürgermeister gar nicht für die Namenseintragung zuständig. Vermutlich erwarteten sie sich von dem neuen Namen schlicht einen Auftrieb fürs Geschäft.

Joel und Joseph behielten noch eine Weile den Namenszusatz Lewin bei, der an ihre Herkunft aus dem Priesterstamm der Leviten erinnerte. Beim Gottesdienst war es den männlichen Mitgliedern dieser Familien vorbehalten, den Toraschrein zu öffnen und die Tora, die fünf Bücher Mosis, herauszuheben und wieder hineinzustellen.

Zur gleichen Zeit entschieden sich die Eltern und die jüngeren Geschwister in Salzwedel für den Namen Cohn und betonten so ihre angebliche Abstammung vom Priestergeschlecht der Kohanim. *Unsere Familie*, schreibt Joel Wertheims Sohn Robert 1904 an seinen Großcousin Georg Wertheim, *gehörte demjenigen jüdischen Stamme an, der der angesehenste war und besondere Vorrechte hatte*. Tatsächlich dürfen die Kohanim auch heute noch in orthodoxen Gemeinden den Priestersegen sprechen und aus der Tora lesen, stets ein feierlicher Akt, bei dem die Priester den Kopf mit dem Tallit, dem Gebetsschal, verhüllen.

Wir sind also von ganz altem Adel, brüstet sich Robert Wertheim weiter, *älter ist keiner in Deutschland, selbst der von Kaiser Wilhelm nicht*. Als er diese erstaunlich selbstbewussten Worte notierte, die fast schon einer Majestätsbeleidigung gleichkommen, waren in den Wertheim-Warenhäusern 3200 Angestellte beschäftigt, und der spektakuläre Eckbau am Leipziger Platz in Berlin stand vor der Fertigstellung.

*